

~ Kapitel 6 ~

Die Zeit steht nie still. Wir folgen ihr in unserem Rhythmus. Hektisch oder gemächlich. An manchen Tagen nehmen wir sie wahr, an anderen ignorieren wir sie. Verschlafen sie. Um am nächsten Tag wieder Sklave ihres Rhythmus zu sein. Getrieben und gefangen, ohne Ausweg. Kein Entkommen aus dem endlosen Verrinnen der Lebenssekunden. Die frühen Stunden eines jeden Morgens faszinieren mich. Wenn der Tag die Nacht zur Seite drängt. Ihre bedrohlichen Schatten wimmernd vor der eisernen Helligkeit in ihre Verstecke schlüpfen. Wenn die ersten Sonnenstrahlen die Stadt in einen Glanz tauchen, der sie glamourös und friedlich erscheinen lässt. Uns blenden und täuschen, bis wir den Schmutz und den Abschaum blinzeln erkennen. Uns daran erinnern.

Unser Viertel schläft nie. Nachts huschen die gefallenen Engel durch die Straßen. Auf der Suche nach dem nächsten Schuss. Bedeutungslosem Sex. Ohne Obdach, ohne Ziel. Wie Schatten verkriechen sich die Junkies bei Tagesanbruch, verschwinden die Huren in ihren Häusern. Lecken ihre Wunden, verschlafen den Tag, warten fiebrig auf den Abend. Wenn der Tag die Nacht verdrängt, gibt es eine Zeit, in der das Leben der Menschen stillzustehen scheint. Wenige Autos auf den Straßen. Die Irrlichter der Dunkelheit sind verschwunden, die Menschen des Tages nicht mehr zu sehen. Langsam kommen sie aus ihren Häusern. Der Puls der Straße beschleunigt sich. Mütter mit ihren Kindern. Schulkinder und die wenigen, die zur Arbeit gehen. Das Summen der Nacht verschluckt vom Geschrei des Tages. Musik aus den Autos. Die Küchen. Frischer Duft von Pfannkuchen, Toast und Speck weht von Fenster zu Fenster.

Fayth schließt das Küchenfenster, ihr Magen knurrt und der Geruch von Spiegeleiern aus der Nachbarwohnung füllt ihren Mund mit Speichel vor Appetit. Im Kühlschrank findet Fayth nichts Essbares mehr. Vorbei sind die Zeiten, in denen unsere Mutter für Nachschub sorgte. Meine Schwester ist erleichtert, dass es Samstag ist und sie nicht hungrig zur Schule gehen muss. Mom hat Autrys Geld gestohlen und ist damit in der Nacht verschwunden. Auf der Jagd nach dem nächsten Coup. Bis jetzt ist sie nicht zurückgekommen. Autry hat keine Ahnung und Fayth hat Angst vor dem nächsten Streit, der darüber eskaliert. Sie hat keine Tränen mehr. Nicht an diesem Wochenende, nicht an irgendeinem anderen Tag.

Ihre Wangen sind eingefallen. Die Traurigkeit verschlingt alles um sie herum. Hier, auf dem alten Plastikstuhl in der Küche, zeigt Fayth ihre wahren Gefühle. Lacht nicht, um

unangenehmen Fragen zu entgehen. Ihre Sentimentalität erdrückt mich in diesem Raum. Aber ich bleibe. Halte es aus. Kämpfe mit aller Kraft darum, ihr Hoffnung zu geben, wo keine zu sein scheint. Wenigstens ein kleines Licht in ihr Herz zu tragen.

Die Nachrichten von Eyana. Meine Schwester sitzt vor dem alten Notebook meines Bruders. Ihre Finger huschen zitternd über die verblassten Buchstaben der Tastatur. Loggen sich in ihr Facebookkonto ein. Vorfreude verdrängt die betonschweren Gedanken. Sie freut sich über jede Nachricht, die Eyana in ihr Postfach spült. Anfangs noch ängstlich und besorgt, sind Eyanas Worte für Fayth inzwischen Aufmunterung und ein Stück Lebensfreude.

Ein Lächeln umspielt ihre Lippen, als sie die neueste Nachricht liest. »Wir waren nie die besten Freundinnen, die man sich unter Schwestern vorstellt. Aber du fehlst mir, Nevaeh«, sagt sie in die vermeintlich leere Küche, »wenn ich mit Eyana schreibe, habe ich das Gefühl, dich wieder in meinem Leben zu haben. Du bist nicht bei mir, ich kann dich nicht umarmen, aber ich spreche zu deinem Herzen.« Sie hält inne. Starrt in den Raum. In meine Richtung, aus der ich Schritt für Schritt auf sie zugehe. »Weißt du, es ist schon komisch«, ihr Blick ruht weiter auf mir, »es gibt Tage, da glaube ich wirklich, dass du in meiner Nähe bist.« Sie schüttelt den Kopf und lacht. »Ich rieche sogar das schreckliche Parfüm, das du dir gekauft hast.«

Ich lächle. Erinnere mich daran, wie angewidert Fayth darauf reagiert hat. Auch an dem Tag, als ich starb. Ich habe es ihr absichtlich unter die Nase gerieben. Ich trug den Duft, als ich starb, und seitdem begleitet er mich. Sollte mir eine Wiedergeburt vergönnt sein, werde ich ein anderes Parfum wählen. Man weiß ja nie. »Das Schlimmste ist, dass ich es aufgehoben habe. Versteckt unter meinem Bett, und wenn ich es nicht mehr aushalte, rieche ich daran«, sagt sie kichernd, »kannst du dir das vorstellen? Jedes Mal bekomme ich eine Gänsehaut, ich ersticke fast, aber wenn ich es rieche ... dann ...« Tränen laufen ihr über die Wangen, benetzen den Tisch. Fayth schlägt die Hände vors Gesicht. Sie schluchzt unkontrolliert, ihre Schultern zucken. Sie zittert. Stöhnen erfüllt die Küche. Der Schmerz nimmt den Raum ein. Nagt an mir. »Ich vermisse dich, Nevaeh, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. So sehr. Egal was war, meine Liebe zu dir ist stärker. Warum tut es immer noch jeden Tag weh? Wann wird es besser?«, klagt meine Schwester.

Trauer ist ein unberechenbares Tier. Sie wandelt zwischen Monster und zahmem Hauskater.

Am Anfang ist sie tröstlich, wiegt dich in ihren Armen. Du brauchst sie, sie hilft dir. Streichelt dich sanft, versucht, dir den Stachel des Verlustes aus der Haut zu ziehen. Je länger sie bleibt, desto mehr saugt sie dich aus. Strapaziert dich mit ihrer schwankenden Gegenwart. In Wellen begleitet dich die Trauer, zeigt dir deine Grenzen. Erschreckt dich. Weckt die Wut. Den Wunsch, sie abzuschütteln. Sie vergeht nicht. Sie bleibt. Springt dich an, wenn du nicht vorbereitet bist, wirft dich zu Boden. Isoliert dich von denen, die nicht verstehen, warum sie an dir klebt wie Klebstoff an Papier. Trauer lässt sich nicht zähmen. Trauer ist wie Tiere in Freiheit. Sie lässt sich nicht einsperren, sie rebelliert und zeigt ihre Fänge. Trauer braucht Respekt. Angenommen sein. Wird sie verstanden, kommt sie zur Ruhe. Verschmilzt mit dem Alltag, wird erträglicher. Jede Trauer ist anders. Es gibt kein Rezept, mit ihr zu leben. Der Weg zum friedlichen Miteinander ist lang und anstrengend. Wäre ich noch am Leben, würde ich Fayth all das sagen. So bin ich ein stummer Zuschauer. Fayth umarmen, ihr das Gefühl geben, an ihrer Seite zu sein - unmöglich. Ihre Trauer ertragen, die ich nicht in mir trage. Bei mir ist es die unerfüllte Sehnsucht, meine Familie bei mir zu haben. Der innige Wunsch, sie in dieser Welt mit mir zu vereinen. Das Schluchzen verstummt. Fayth schiebt den Stuhl quietschend über den alten Linoleumboden. Er bleibt in dem klaffenden Loch stecken. Das ist von mir. Von meinem heimlichen Rauchen und meinem Versuch, das Brandloch mit der Schere zu kaschieren. Fayth verschwindet im Badezimmer, spritzt sich Wasser auf die Wangen. Vertreibt die Tränen. Kühlt den Schmerz. Ihre Hände umklammern das Handtuch, als sich die Tür zu unserer Wohnung öffnet. Fayth erstarrt. Nimmt Autrys Schritte wahr.

»Der Laptop«, entfährt es ihr, und sie stürzt aus dem Bad, stolpert zurück in die Küche. Autry, steht mit dem Rücken zu ihr vor dem Kühlschrank. Das Licht verschluckt seine Gestalt, das Surren des Geräts erfüllt den Raum.

»Warst du nicht einkaufen?«, fragt er, ohne sie anzusehen.

»Nein.« Fayth zögert mit der Antwort.

Eine Hand an der Kühlschranktür dreht sich Autry zu ihr um. Die Stirn in Falten gelegt.

»Warum? Habe ich dir das Geld gestern Morgen da gelassen? Wo warst du nach der Schule?«

»Natürlich hier. Wo sollte ich sonst sein?«, antwortet Fayth mit einem zickigen Unterton. Sie hasst es, wenn Autry den älteren Bruder heraushängen lässt.

»Und warum gibt es hier nichts zu essen?«

Fayth schaut auf den Boden, auf ihre Zehenspitzen in den knallgelben Flipflops.

»Fuck, nein, Fayth.«Autry durchschaut sie. Begreift, was los ist. »Nicht schon wieder.«

Donnernd knallt er die schwere Tür zu. Die halb leeren Flaschen klirren, bäumen sich auf. Das Gerät wackelt gefährlich.

»Sie muss gesehen haben, wo du das Geld versteckt hast. Als ich es holen wollte, war es weg und Mom auch.«Autry gibt nicht Fayth die Schuld. Es ist die Verzweiflung, die seine Wut schürt. Es ist nicht das erste Mal, dass unsere Mutter Geld stiehlt, um Drogen zu kaufen. Autry schafft es kaum, neues Geld zu besorgen.

»Scheiße«, sagt er und fährt er sich über den Kopf. Die Hände auf der rasierten Kopfhaut verschränkt. »Fuck. So kann das nicht weitergehen, Fayth. Wir müssen besser auf das Geld aufpassen, hörst du?« Autry lässt sich nicht beirren. Da er nicht ständig zu Hause ist, verlangt er von unserer Schwester, dass sie auf Mama aufpasst. Er reagiert ungerecht, und ich bin sicher, dass er es versteht. Die Last, für alles verantwortlich zu sein, fordert ihren Tribut. Zum Glück ist Fayth heute nachsichtig. Trotz ihres Hungers bleibt sie ruhig.

»Kannst du uns bald etwas besorgen?«, fragt sie und Autry seufzt. Wir sind nicht die einzige Familie, in der sich alles ums Geld dreht, und mein Bruder seufzt wie ein gebrochenes Familienoberhaupt, dem die Teenager den sauer verdienten Lohn aus der Tasche ziehen.

»Keine Ahnung. Ich frage mal Rooke, wie es heute mit einem Auftrag aussieht.« In seinen Augen spiegelt sich Resignation. Ekel und Abscheu vor unserer Mutter, die ihre eigenen Kinder bestiehlt, sie hungern lässt und ihr Obdach riskiert, um ihre Sucht zu befriedigen.»Wo ist sie?«

»Ich weiß es nicht, Autry.«

»Warum hast du keine Ahnung, verdammt? Sie geht hier ein und raus, ohne dass du sie fragst? Kannst du nicht mal ein Auge auf sie haben? Muss ich hier alles alleine machen?« Er ist außer sich. Seine Muskeln spannen sich an, wölben den Saum seines Hemdes. Demonstrieren seine Kraft.

»Scheiße, Autry! Das ist nicht dein Ernst«, wehrt Fayth ab. Tränen schimmern in ihren Augen.»Ich muss auch schlafen, verdammt. Sie ist ein Junkie. Ich kann sie nicht in ihrem Zimmer einschließen. Ich bin müde, Autry! Ich kümmere mich um den Haushalt, um Mom. Gehe zur Schule und lerne. Ich kann nicht mehr! Gib nicht mir die Schuld, dass ich eingeschlafen bin ...«

Autry wendet sich ab, geht zum Fenster. Fayth greift nach einem Glas auf dem Tisch, ein Riss durchzieht das Material wie ein Haar. Mit einem Schrei wirft sie es in die Spüle. Der Aufprall schreckt Autry auf, reflexartig sinkt er auf die Knie.

Die Straße macht Angst. Sie zeigt ihre Fratze nicht nur in der Dunkelheit, sie überfällt ihre Bewohner, wann immer es ihr in den Sinn kommt.

Mit einem Klirren zerspringt das Glas. Schluchzend sinkt auch Fayth auf die Knie, die Hände auf den Boden gestemmt. Den Kopf in den Nacken gelegt, weint sie leise mit geschlossenen Augen. Ein Teenager, seiner Freiheit beraubt. Ihres Glücks. Stille senkt sich über den Raum. Unterbrochen vom atemlosen Schluchzen meiner Schwester. Autry fängt sich. Seine Knie knacken, als er aufsteht. Schwerfällig geht er um den Tisch herum zu dem Häufchen Elend auf dem Boden. Ich feuere ihn an. Fayth braucht ihn. Mehr als er ahnte, offenbart in der Ablehnung, die sie ihm entgegenbringt. Die Angst, ihn zu begraben wie mich.

»Es tut mir leid, Fayth«, murmelt er und streckt ihr die Hand entgegen. Sie öffnet die Augen. Zögert, bevor sie sie ergreift, sich aufhelfen lässt.»Du hast recht. Es ist nicht deine Schuld. Es ist ...« Autry zieht sie in seine Arme. Ihr Kopf schmiegt sich an seine Schulter. Seine Hand streicht sanft über ihren Rücken.»Ich habe keine Ahnung, was wir mit Mom machen.« Sie braucht die Ehrlichkeit seiner Worte. Wärme umgibt die beiden und ich gehe auf sie zu. Schmiege mich an sie. Atme ihren Duft ein, der mich an die Nächte erinnert, in denen wir ein Bett geteilt haben. In denen wir die Ängste aushielten, die mit den Schüssen auf den Straßen in unseren Herzen widerhallten. Sie brauchen mich, und ich brauche sie. Die Sehnsucht ist unerträglich.

»Wir schaffen das, Fayth, irgendwie schaffen wir das«, murmelt Autry und löst sich von ihr. »Lass mich kurz etwas überprüfen, dann versuche ich, Rooke zu erreichen.« Er setzt sich auf den Küchenstuhl, rückt näher an den Tisch und damit an den Laptop.

Mit einem Fingertipp erwacht es zum Leben. Fayths Facebook-Profil füllt den Bildschirm. Ohne ein Wort zu sagen, klickt Autry es weg, ohne zu bemerken, wie Fayth die Luft ausatmet, die sie angehalten hat.